

1882
DIE KRISE DER IRONIE

A-129982/2, Ex.



DS-2016-5155

Der liebe Gott, im Austragstüberl naiven Glaubens gleichsam interniert, sieht allerorten das Reich dahinschwinden, an dem er seit Beginn der Zeiten baut: die Menschenheimat im Geiste gläubiger und fröhlicher Einfalt. Er hat wahrhaftig nichts zu lachen, der liebe Gott, in dieser desillusionierten Welt, die sich ihren Stimmungszauber nicht aus der ehrwürdigen Requisitenkammer des Glaubens holt, sondern aus den Riesenmagazinen der Sensationen, aus den Kaufhäusern für Bluff, in denen Stimmungsbehelfe zu „Stille Nacht, heilige Nacht“ ebenso erstklassig zu erstehen sind, wenn Nachfrage nach Kinderland und Naivität herrscht, wie die Orgiastik von Teufelsmessen. Dieses Nebeneinander, an dem wesentlich ist, daß seine Auslagenarrangeure dem lichten Mysterium tiefinnerst ebenso gleichmütig gegenüberstehen, wie dem finsternen, diese herzkalte, aber schauspielersisch überaus „gekonnte“ Gewitztheit um die Hervorbringung von Stimmungsschein, statt Stimmungsinhalt stigmatisiert die Welt von heute. Sie anders zu begreifen, setzt Lüge voraus, die sich so täuschend echt auf Wahrheit schminkt, daß sie die schroffe Diskrepanz zwischen dem Bild der Welt und seiner Augenspiegelung nicht zu erfassen vermag.

Der so spräche, wäre kein Mensch, mit dem sich

normal reden ließe. Ein Außenseiter wäre er, un-
wert, daß sich die geeichten Autoritäten für Licht
und Finsternis mit ihm zünftig befaßten. Seine Pa-
radoxia ließen sich widerlegen, seinen Argumen-
ten fehlt jede Genauigkeit. Er postuliert, aber er
beweist nicht. Er setzt stachelige Thesen, aber es
fällt ihm nicht ein, die Erscheinungsdinge, in die
er seinen Stachel senkt, vorher gründlich nach al-
len Seiten zu objektivieren. Denn mit den objek-
tivierten Erscheinungsdingen ist es so: Jedes hat
einen Blickpunkt, aus dem bewiesen werden
kann, daß es gut und nützlich sei. Beweisbar ist
alles. Die Vortrefflichkeit des Himmels sowohl,
wie die Bekömmlichkeit der Hölle. Krieg und
Friede, Ehrlichkeit und ihr Widerpart, der Schwin-
del, zum Beispiel, sind — rhetorisch gewertet —
Themen von hohem, moralischen Gehalt, an denen
noch niemals ein brusttiefes Ethos zuschanden
wurde. Jenem Menschen aber, den ich eingangs
reden ließ, als sei er gar kein gelernter Erdenbe-
wohner, sondern ein reiner, von einem besseren
Planeten herabgeschneider Tor, jenem Menschen
ist es gar nicht darum zu tun, seriöse Überzeu-
gungskräfte, Beweisgründe für seine Behauptun-
gen zu entfesseln. Ihm genügt die Paradoxie der
Dinge an sich. Er spricht gleichsam den verbind-
enden Text zu ihnen, spricht ihn mit der heite-
ren Gelassenheit eines Individuums aus, das, vor
die Wahl gestellt, die krause Tatsachenlogik des
Seins zu begrinsen oder zu beweinen, sich zu
einer Grimasse entschließt, die sowohl Maske des
einen wie des andern ist. Ein unmöglicher Mensch
also, nicht ernst zu nehmen, ein Subjekt, das sich

durch die üble Nachrede erhält, die wir ihm schenken.

Sie werden ungefähr erraten haben, wer hinter dieser Silhouette, die keinen Anspruch darauf erhebt, seine Züge erschöpfend wiederzugeben, steckt: Der Clown seriöser Wirklichkeiten, der Entheiliger jeder Heiligkeit, woferne sie ihm den Stempel irdischer, allzu irdischer Konjunkturbe dingtheit trägt, der Skeptiker gegen jede geeichte Autorität, Entsüßer des Lebens mit dem Essig des Spotts, Revolutionär gegen das Pathos der Brusttiefe, das so gerne mit der billigen Gefälligkeit der Phrase prunkt, unerbittlicher, mild höhnischer Neinsager gegen die Gedankenlosigkeit jeglichen opportunistischen Ja. Aufspürer und Entdecker der sublimen Widersprüche, die zwischen dem nackten Wesen der Dinge und ihrem Kostüm bestehen. Unpräziser Synthetiker, dem das Kitzeln der Achillesferse eines Organismus wesentlicher dünkt, als der Organismus selbst. Mit einem Wort: der Ironiker.

Man könnte diesen unangenehmen und im Grunde überflüssigen, weil so gar nicht „aufbauenden“ Herrn einen Kompagnon des Teufels nennen, insoweit nämlich, als dieser bekanntlich ein Meister in der Kunst lustvoller Unlusterzeugung ist. Aber hier muß ich den Ironiker in Schutz nehmen, ein Unterfangen, das mir erlaubt sein möge, weil ja sonst nicht leicht jemand offen für den eintritt, über den man gerne im Geheimen auf Kosten der anderen lacht, ohne ihm aus Solidaritätsgründen die Erweckung dieser Gemeinheit zu verzeihen. Der Teufel und sein Schüler, der Dia-

boliker, frohlockt über die Welt, wie er sie durch sein Spektrum sieht: Böse bis ins Mark. Jede seiner Antithesen bestätigt ihm aufs Neue den programmatischen Leitsatz seiner Aufklärungsarbeiten: Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht. „Hab' ich doch meine Freude dran!“ — Der Ironiker leidet an der Welt, wie sie nun einmal ist. Er möchte sie von Grund aus besser, reiner, schöner haben. Sein schulfreies, sein unabhängiges Schauen drückt ihm die Waffe des Spotts in die Hand. Die Verzerrungen, die er bewirkt, tun ihm nicht wohl wie dem Diaboliker, sondern wehe. Er ist ein Welt- und Menschenfreund in Opposition. Ein Haßliebender, der die Wunden, die er schlägt, schmerzhaft am eigenen Ich verspürt. Und selbst in seiner bösesten Form, als Satiriker, gewinnt er die Kraft zu seinen unbarmherzigsten Erkenntnissen nicht aus dem teuflischen Behagen am Niederreißen schlechtweg, sondern aus Trauer gleichsam über die Verkümmernng eines allzu heftigen Liebesverlangens, das verdrängt, verkannt, unbedankt, naturnotwendig in sein Gegenteil sich verkehren mußte.

Freilich ist er auch ein unbequemer, ein überwachender Intellektueller, der niemals aus dem opportunistischen Behagen des lebenswürdigen geistigen Faulpelzes alle Viere gerade sein läßt, auch wenn sie krumm sind. Sein gutes Herz hindert ihn nicht, eine skeptische und äußerst rücksichtslose Seele zu haben, wo es gilt, sich vor einer fragwürdigen Unantastbarkeit durch herzhaften Hohn zu schützen. Ja, er rettet sich sogar in ihn, nichts ist ihm tabu. Und gerade dort, wo sich Sitt-

lichkeit besonders bläht, wo Moral überbetont wird, wo Gesinnungstüchtigkeit und Biedersinn aufdringlich triumphieren, dort blitzt das Skalpell seiner Respektlosigkeit, dort schneidet er am schmerzhaftesten in den Schmeer der Bravheit und Tugend. Darum bleibt er stets ein Einsamer, denn der Braven und Gesinnungstüchtigen, der Biederen und Moralindurchsäuererten sind viele. Sie halten alle gegen ihn zusammen, eine breiige Phalanx, unüberwindlich wie Gallert durch die Homogenität der Formlosigkeit. Wenn sie jedoch gegen ihre bessere Überzeugung einmal gar über ihn lachen müssen, weil er einen Nagel auf ihrem Kopf so virtuos eingeschlagen hat, daß ihr Zwerchfell davon schüttelt, so verzeihen sie ihm das niemals. Bis über seinen Tod hinaus werden sie ihm zürnen.

Ich muß diese kleinen, diese pointillistischen Anmerkungen vorausschicken, damit Sie mir williger folgen, wenn ich die stete Krisenhaftigkeit keines Seins und Werdens nicht abstrakt mehr andeuten, sondern an konkreten Beispielen beweisen will.

In concreto: Denken Sie einmal an den Fall Heinrich Heine. Der Dichter des Buches der Lieder war ein guter Deutscher, ja, wenn man seine heimliche Liebe zu den unverlierbaren Werten des Deutschtums recht deutet, ein bester. Freilich kein lesebuchtüchtiger, damals im Vormärz ebenso wenig wie heute. Er hat waldursprüngliche Teutschtümelei grausam verspottet, er hat Formlosigkeit, Grobianismus, bierfreudiges Reckentum verhöhnt. Aus seiner zornigen Liebes-

perspektive schien ihm, dem in Geschmacksdingen gallisch orientierten, westlichen Europäer, die hanebüchene Kraftmeierei eines Jahn, die verschwitzte Teutomanie eines Maßmann, und wie sie alle hießen, unsäglich lächerlich. Und weil er ein großer Dichter war, hat er es vermocht, dieses unter der Hut von sechsunddreißig Monarchen bettschwer schnarchende Deutschland mit all seinen Recken unsterblich zu machen. Im Pasquill, im satirischen Gedicht, im Versepos. Ein heimliches Lachen, im Geheimen für den zeugend, der es entfesselte, ging damals durch Deutschland. Auch mancher der Betroffenen mochte mitlachen oder wenigstens so tun. Aber sie vergassen es ihm nicht, sie vergassen niemals, daß er heilige „Belange“ besudelt und das Recht des Spießers auf Untertanengerührtheit frei geistig verletzt hatte. Sie lachten, aber sie ballten die Fäuste gegen ihn. Und es kam ihnen zupaf, daß er überdies ein Jude war. Achtung durch alle „wahrhaft Gutgesinnten“ verfolgte ihn bis ins Grab auf dem fernen welschen Friedhof. Nichts nützte es ihm, daß einige seiner schönsten Gedichte den Schatz des deutschen Volkliedes bereichert hatten. Die Solidarität der Verspotteten hielt fast ein Jahrhundert gegen ihn zusammen. Sein Gebein war längst zerfallen, sein Name prangte, dem Parteigetriebe entrissen, in der Ehrenhalle der zeitlos gültigen Namen, da haben die Nachfahren der Maßmann und Jahn es zu verhindern gewußt, daß ihm seine Vaterstadt Hamburg ein Denkmal setzte. Von Memel bis zum Bodensee bleibt er als Kränker Deutschlands öffentlich verfeimt. Und ist es auch heute noch.

Wir sehen, mit der Tugend des christlichen Vergebens und Vergessens ist es auch unter völkischen Umständen nicht weit her. Und die alttestamentarische Inbrunst des Hasses ist keineswegs ein Privileg jenes harten Gottes, dem sie die Hakenkreuzler gerne zuschreiben. Wäre Heinrich Heine als Ironiker ein Opportunist gewesen, ein feiler und gefügiger Witzling zur höheren Ehre jener Größen, die just zeitgefällig, also zeitbeliebt waren, er hätte heute eine kompakte, lebendig für ihn zeugende Vereinsbrüdergemeinde. Und sein Bild in Erz oder Marmor wäre in mancher deutschen Stadt unter Denkmalschutz gestellt. So aber haben nur Außenseiter, Einzelgänger und Frondeure gegen die Magie der Verklüngelung ihm Denkmäler gesetzt. Allen voran jene seltene Frau, die, obwohl an einem ihr nicht wesensverwandten Hofe äußerlich beheimatet, dennoch oder gerade darum den Seelenfreund in ihm spürte und ihn liebte: Kaiserin Elisabeth.

Es war die Tragik Heinrich Heines, daß er Eselstritte versetzte, als die Esel noch Löwenfelle um die Schultern trugen, und daß er dem gefangenen Löwen auf St. Helena die Treue wahrte, als es gerecht geworden war, ihn zu schmähen. Eine leuchtende, eine wundervoll schöpferische Tragik freilich, wenig verunziert durch die Flecken des Snobismus, die Heine an seiner geistigen Toilette auch trug. Denn es ist eine läßliche Sünde, wofern man sich ästhetisch nach lichterem Gegenden orientiert, als es jene gewesen sein mochten, aus denen man stammt.

Was nun aber die Pest des Opportunismus be-

trifft, so gestatten Sie mir, daß ich etwas länger bei dieser in meinen Augen gefährlichsten Krankheit der Zeit — aller Zeiten — verweile, einer Krankheit, an deren Bett der Ironiker als hoffnungsarmer Arzt steht. Das Verständnis für die Krise der Ironie in unserer Epoche, das ich aufweisen will und vielleicht bis zu einem gewissen Grad erweisen kann, setzt eine etwas intensivere Beschäftigung mit diesem menschheitlichen Erbübel voraus. Die seelische Seuche des Opportunismus erzwingt wider alles Besserwissen jener, die sie erfolglos bekämpfen, die Massenvereiterung der Vernunft. Es ist die Tragik jeder Erkenntnis, daß sie immer zu spät kommt, und die Tragikomik dieser Tatsache, im Ironiker schöpferisch entbunden, hat das Nachsehen, obwohl sie Vorsehung ist, die einzige, die Gott der Widerstandskraft des Geistes gegen Torheit einräumt. „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last“, sagt der Herr im Faust. Aber es gehört nicht viel ironische Begabung dazu, um zu erkennen, warum der arrivierte Allmächtige so gnädig herablassend von seinem spassigen Widerpart spricht. Einfach, weil er weiß, daß der im Rat der Weisen nicht ernst genommen wird. Man lacht über seine Grimassen, man applaudiert ihm sogar, doch anonym sozusagen. „En petit comité“ privater Verantwortungslosigkeit. Kein „Macher“ des Himmels und der Erden wird die Warnerlustigkeit des Ironikers, der den weiten Blick der Gegenwartsferne hat und darum keine aktuelle Wirkung haben kann, offiziell hören. Denn was dem hochmütigen Pathos der Offiziellen nicht un-

mittelbar gegenwartsnah dünkt, was nicht „in der Luft liegt“, das hat für sie so wenig Geltung, als sei es überhaupt nicht vorhanden.

Folgen Sie mir zur Stützung dieser Behauptung ein paar Jahre zurück in die Vergangenheit. Entsinnen Sie sich. Damals, vor kaum anderthalb Jahrzehnten war es opportun, sich vor dem Krieg zu fürchten und gleichzeitig für ihn zu rüsten. Ein Widerspruch in sich selbst, sollte man meinen, denn ist es nicht widersinnig, vor etwas Angst zu haben, und es gleichzeitig herbeizuwünschen? Die unaktuellen Köpfe Europas hatten den Nonsens längst erkannt. Es fehlte nicht an Warnern, nicht an Verhöhnern des grotesken Zustandes, nicht an bitteren Spaßmachern über die Binsenwahrheit, daß mit dem Feuer Spielen keineswegs identisch mit Löschen sei. In Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren und Büchern finden wir ein reiches Arsenal an trefflichen Ratschlägen, an logisch gegliederten Vorbeugungsmaßnahmen gegen das nahende Unheil, die, hätte man sie „oben“ beachtet, der Welt zweifellos das Unglück des Weltbrandes erspart haben würden. Ein einziger Jahrgang des Simplizissimus von damals, zum Beispiel, wiegt in der Blickschärfe seiner Zeichner, seiner Dichter und Satiriker, in der Stigmatisierung der europäischen Kriegsangst- und Kriegslustkrisen, in der Prophetie des Kommenden, sämtliche Kundgebungen der Staatskanzleien, sämtliche Rot-Gelb-, Blau- und Orangebücher auf. Opportunistische A posteriori-Dokumente gemeiniglich, in denen der geglückte Völkerselbstmord schamhaft sophistisch begründet und schamlos verlogen dar-

gestellt zu werden pflegt. Wir sehen: eine anonyme Schutzgarde der Menschheit und Menschlichkeit war am Werk, und es ist wahrhaftig nicht ihre Schuld, wenn ihre Warnungen nur dazu dienten, den Teufel an die Wand zu malen, der dann von den Machthabern mit Beelzebub ausgetrieben wurde. Warum geschah dies? Warum bot die latente Kriegsgefahr viele Jahre hindurch das gruselig anheimelnde Gesprächsthema für Stammtischrunden und Kaffeekränzchen? Warum konnte das Gespenst nicht gebannt werden, als es im Juni 1914 aktuell umging? — Einfach, weil es als opportun galt, ihm mannhaft zu begegnen, einfach, weil das Schlagwort von der unausweichlich gewordenen „Abrechnung“ kreiste, und Begeisterung für Kaiser und Vaterland blitzschnell die Vernunft verdrängte. Heilige Belange waren opportun geworden, Gott selbst wurde auf das Eifrigste bemüht, die große Stunde zu segnen und die gezückten Waffen zu weihen. Opportun war es geworden, Feinde in Nachbarvölkern zu sehen und sie als Abschaum der Menschheit zu beschimpfen. Die Pest des Opportunismus fraß sich in alle Gehirne ein, schuf dort die *idée fixe* der Nibelungentreue auf der einen, das „on les aura“ und „knouck out“ auf der anderen Seite. Die Welt starrte wie hypnotisiert nach den pathetisch Ernsten hin, die nunmehr nicht umhin konnten, in schwülstigen Manifesten zu beurkunden, daß das Recht auf ihrer Seite sei. Die Ironie, weise Betrachterin der borniertesten Erscheinungen, blieb als einzige Freundin der soldatisch erfaßten Menschheit von der Psychose des „heiligen Müs-

sens“ frei. Aber sie durfte nur böse lächeln, und das mit Vorsicht, denn auf offenem Hohn stand plötzlich der Tod. Und der verstand keinen Spaß mit seherischen Frondeuren gegen die Blindheit eines Schicksals, das zu bejahen, ja, zu bejubeln, opportun geworden war. Die Ironie mußte schweigen oder fliehen, um aus sicherem Versteck hervor, geknebelt kraftlos zu wirken. Und nun sei an etwas erinnert, das verdienen würde, im goldenen Buch der menschlichen Torheit mit Mammutlettern angeprangert zu bleiben. Die in den Vaterländern zurückgebliebenen freien Köpfe, Leuchten der Objektivität, unbestechliche Wissenschaftler, Künstler, Dichter, wandelten sich unter dem Drucke der „öffentlichen Meinung“ selbst zu Opportunisten um. Zwangsläufig wurde aus diesen beglaubigten Hütern der freien Menschenwürde eine Schar höriger Knechte des Weltirrsinns, die sich in einem Manifest zu ihm bekannten. Auf der Gegenseite büßten unsere unschuldigen, längst gestorbenen Klassiker ihre einstmalige Zugehörigkeit zu unserer Nation mit der Ächtung. Man setzte sie auf den Index. Ein kleiner Rest unabhängiger Denker verflüchtigte sich in die Schweiz und formte dort papierene Proteste unter dem Strich neutraler Zeitungen. An den Fronten aller Vaterländer aber war es indes opportun geworden, zu beweisen, daß Blut ein ebenso wenig besonderer Saft sei, wie Tinte. Die Ironie, in den Schmollwinkel eines ohnmächtigen Pazifismus verwiesen, erlebte damals eine fast tödliche Krise. Fast, denn immerhin — es gelang ihr, sich in die Mansarde anklägerischer Resignation zu retten.

Dort döste sie weiter, den Knebel der Zensur im Mund. Die Exilierten formten aus der Logik ihrer Herzen bitterböse Respektlosigkeiten, schrieben Broschüren, Aufrufe, Feuilletons, Leitartikel, Gedichte. Fühlten sich als Weltgewissen, reagierten melancholisch, satirisch, doch auch nationalökonomisch tiefgründig, in der Neuen Züricher Zeitung ab.

Wäre es in den kriegführenden Ländern „oben“ opportun gewesen, diese Ablagerungen gesunden Menschenverstandes als das zu beachten, was sie waren: ernst zu nehmende Heimarbeiten vollsinig Gebliebener, der Krieg hätte zusammenbrechen müssen. Doch was geschah in Wirklichkeit? Da das, was diese Frondeure fern vom Schuß, mit Romain Rolland an der Spitze, zu sagen hatten, nicht zeitgemäß war, war es auch nicht zeitgemäß. Den schneidigen Reitern auf dem Massentier, den Herrschern, Präsidenten, Feldherren, Kanzlern, dem Troß der patriotischen Geistlichen und Propagandaschreiber wurde es ein Leichtes, das „J'accuse“ exilierter Ironie als das zu brandmarken, was es im Verstande des Opportunismus tatsächlich war: Gefasel unverantwortlicher Drückeberger, vaterlandsloser Gesellen, Juden und Freimaurer. Der Abwehr gar nicht wert, da es sich ja selbst im Gedröhn der tausend siegreichen Geschütze, im Geknatter der Millionen Gewehre, im Optimismus der Heeresberichte ad absurdum führte. Die Hunde der Ironie — um ein arabisches Sprichwort zu variieren — kläfften wohl, die Karawane zog todernst weiter.

Ich habe früher gesagt, es sei die ewige Tragik

jeder Erkenntnis, daß sie immer und überall zu spät kommt. Nach dem ehernen Gesetz des Opportunismus, der ihn ethisch rechtfertigte, mußte der Weltbrand weiterwüten, bis er ungelöscht in sich zusammensank. An Stelle der Begeisterung, die ihn anfangs nährte, trat romantisierte Pflicht, später Pflicht allein, endlich mürrisches Müssen. Die Millionen Verteidiger eines unorganischen, durchaus künstlichen Vaterlandsbegriffs, der ihnen aufgepfropft war, hielten durch bis zum bitteren Ende. Hoffnungslosigkeit war inopportun, darum durfte sie nicht geäußert werden. Auf Defaitismus stand Brandmarkung durch Pulver und Blei. So großartig war die Orgie des Zwanges organisiert, so herrlich seelenlos funktionierte die technische Apparatur der Maschine, daß es ihren Maschinenten und Heizern gleichgültig blieb, ob ein von ihr Gequälter ein- oder das anderemal unzensuriert aufschrie. — In der gewaltigen Knochenmühle vor Verdun erhielt Henri Barbusse die bestimmenden Eindrücke für sein Buch „Le feu“. 1917 erschien es als erster dichterisch geformter Aufschrei von Millionen Opferbereiten gegen die Sinnlosigkeit des Opfers. Stark in seiner Gläubigkeit für eine neue Menschenezukunft, stärker noch in seiner blutigen Ironie gegen die Vernunftgründe, mit denen die Notwendigkeit des Krieges offiziell bewiesen wurde. Den Machthabern aber war so unbekümmert wohl in ihrer Zuversicht, daß Geist in welthistorischen Zeitläuften eine quantité négligeable sei — unterhaltsam höchstens, doch ungefährlich — daß sie dem Buch sogar in Frankreich das Imprimatur gaben. Es konnte in Paris heraus-

kommen, durfte gelesen, bewundert, kommentiert werden. Ein vollgültiger Beweis für die skurrile Tatsache, daß man von der Fähigkeit der Dichter, die Massen zu revolutionieren, ins solange nichts zu fürchten hat, als die Masse zuchtvoll fest in der Hand ihrer Führer ist. Barbusse galt „oben“ trotz der zersetzenden Tendenz seines Buches für ungefährlich, darum gab man ihn mit nobler Geste nach unten frei. Und man behielt recht. Die Prophetie von „Le feu“ hat den Krieg nicht um einen Tag verkürzt. Mein eigenes Buch, „Die große Phrase“, das zu ungefähr gleicher Zeit wie das Werk von Barbusse im neutralen Ausland, in Dänemark und Schweden, verlegt worden war, schätzte man in meinem Vaterland weniger glimpflich ein. Es durfte die Zensur in Deutschland und Österreich nicht unbemakelt passieren, aber keineswegs deshalb, weil man etwa von meinem Roman Unruhestiftung befürchtete. Dazu hielt man mich für zu unmaßgeblich. Sondern, weil die Apparatur der Maschine hierzulande 1917 schon einiges zu wünschen übrig ließ, und die Technik des Durchhaltens immerhin nicht mehr klaglos klappte, so daß Unlustvermehrung — und sei es auch durch ein „Büachel“ — inopportun geworden war. Ich mußte mich damit begnügen, zur Unterhaltung gesicherter Bürger in Skandinavien beizutragen, die sich in ihren Mußestunden an Sonn- und Feiertagen ganz gerne von Krieg- und Kriegsgeschrei im fernen Süden gruselig amüsieren ließen. „Ei, da sind wir wirklich froh, Gott sei Dank, wir haben's nicht so“. Denn Schriftsteller sind meist nur zur Unterhaltung

derjenigen da, die das Thema der Unterhaltung nicht unmittelbar angeht. Die anderen überblättern gelangweilt oder wütend die Ergebnisse eines unbequem anfühlerischen Geistes, weil sie „sie eh schon wissen“. Dies war auch das Schicksal meines Buches, das, als es nach Kriegsende deutsch erschien, vornehmlich von jenen beachtet wurde, die sich über meinen empörenden Gesinnungswandel ärgern wollten. In der großen Menge hingegen war es indessen opportun geworden, vom Kriege, den man endlich verloren hatte, nichts mehr zu sehen, zu hören, zu lesen. Nicht gedacht sollte er werden. — Krise der Ironie. Denn lange vor ihm hatten Köpfe nicht gezögert, auf sein Kommen unbeachtet vorzubereiten. Dafür möge, als einer von vielen, Frank Wedekind Zeugenschaft ablegen, der viele Jahre vor der Katastrophe, von ulkigen Spießern begrüßt, diese Prophezeiung aussprach: „Der Militarismus Europas — vierzig Jahre Probe und keine Aufführung . . . schrecklich, schrecklich, wie das Stück einst durchfallen wird“.

Gemach. Wir erleben seither eine neue, nicht minder unmögliche Komödie, die täglich durchfällt, ohne deshalb vom Weltrepertoire abgesetzt zu werden: den Frieden des Rechtes und der Gerechtigkeit. Eine Haupt- und Staatsaktion, von den Herren der Welt offenbar inszeniert, um allen Ironikern der Erde ein unerschöpfliches Materialmagazin zu sein. Genießen wir das köstliche Pasquill der stilistischen Formgebung für diesen be-seeligenden Zustand, dessen Nutznießer wir nun schon das zwölfte Jahr sind, und versuchen wir,

seriös zu bleiben. Recht und Gerechtigkeit: Man läßt die Besiegten durch systematischen Raubbau an ihrem Vermögen dafür büßen, daß sie sich standhaft weigerten, Besiegte zu sein. Warum? Weil man es für opportun hält, einen Dauerzustand der Beunruhigung an Stelle der Befriedung zu setzen, weil man den Krieg in suspenso für opportun hält, statt ihn mit den Millionen Toten, die er verschuldete, endgültig zu begraben. Weil man im Rate der Mächtigen zu feige ist, die menschlichen Konsequenzen aus dem ungeheuren Trugschluß zu ziehen, der Sieger könne sich am Besiegten auf die Dauer geschäftlich schadlos halten. Der Opportunismus der Konjunkturgier hat sein eigenes Ethos. Es heißt: Sei auf mich böse, wenn du nur zahlst. Die Folge: Anhäufung des Zündstoffes überall, Rüstungsfieber, Schaffung einer Weltmentalität, die aus Rachegelüst und Sklavenhörigkeit wunderbar gemengt, die seelische Bereitschaft zu einer neuen, noch ungleich schrecklicheren Weltkatastrophe zwangsläufig schafft. Und nun sei die Frage aufgeworfen: Zeichnen die opportunistischen Kundgebungen der Staatskanzleien, zeichnen die verklausulierten „sowohl als auch“, „einerseits und anderseits“ Enunziationen der Staatsmänner, Diplomaten und führenden Politiker das wahre Gesicht der Welt und nicht vielmehr sein jeweils opportunes Clichée? Und sind nicht die tragikomischen Bajazzos der öffentlichen Meinung, die Ironiker, die einzigen, die es mit der Wahrheit wirklich ehrlich meinen? Sie allein sind die Retter des Ethos, das — wären sie nicht — längst vom Pathos bewußter

Sophisterei zu Schanden geschwätzt wäre. Sie, die einzigen wirklich unabhängigen Betrachter, Bergwöhner, Belächler der Zeit, erweisen das Vorhandensein einer zwar anonymen und praktisch erfolglosen, aber doch zähe fortwirkenden Opposition gegen die Allmacht der Dumpfheit und Dummheit auf Erden, die sich auf kurze Frist stets als opportune Weisheit gebärdet, um auf lange Sicht immer wieder an sich selbst schöpferisch zugrunde zu gehen. — Revolution, Restauration, Reaktion, am laufenden Band durch die Jahrhunderte rollend, heißen ihre Etappen, und der Ironiker ist die lustige Person auf dieser nicht allzu fröhlichen Menschheitsfahrt. Ein aphoristischer Enthüller für das Schlimmste und das Dümme, das die Menschheit jeweils „geheim in der Brust“ trägt. Daher von verantwortungslos in Gazetten und Büchern oder auch in Vorträgen in sich Einkehr haltenden Zeitgenossen im Allgemeinen wohlgeleitet, von allen Verantwortlichen hingegen als „zersetzend“ und „negativ“ abgelehnt. Hier sei die psychologisch merkwürdige Tatsache eingeschaltet, daß der Ironiker im Augenblick, da er selbst verantwortlich wird, also etwa an einem Steuerrade mitdreht, in irgend einer offiziellen Funktion mitfunktioniert, sofort das faule Fett des Opportunismus ansetzt. Seine geradezu selbstmörderisch ehrliche Grimasse wird dann zur beflissenen Maske, und er deckt unter ihr am Ende gar das, was er als Vogelfreier verhöhnt hat. Der Beispiele solcher Wandlung, die dann von allen Gutgesinnten lebhaft begrüßt zu werden pflegt, wären Legion. Ich versage es mir, das eine oder

andere hier auszuwerten, obwohl es verführerisch sein könnte, aus unserem engeren staatlichen Dasein und seinen opportunistisch verbrämten Nöten zu schöpfen. Aber ich will nicht aktuell werden. Der Fundus, den unser öffentliches Leben der Werkstatt des Ironikers verschwenderisch liefert, bleibe unberührt. Ich kann von mir — aus Opportunismus schon — unmöglich verlangen, daß ich mich unmöglich mache. Nur soviel sei nachdrücklich betont, daß der Ironiker in Amt und Würden, der objektive Spötter im Dienst einer Partei, eines Klüngels, eine Clique, eine *condractio in adjecto* bedeutet. Nur ein Freier und Wilder, den Opfern seiner verzerrten Liebe gleich Naher und gleich Ferner, kann den Höllenkreis der Unbefangenheit durchmessen, der jeden, der ihn jemals betrat, mit unendlicher Einsamkeit, mit kaum tragbarer Vereinsamung, schlägt. Und dies scheint mir — vorläufig in Parenthese vermerkt — eines der Hauptzeichen für die Krise der Ironie in unserer Epoche, die, im engen Kreis leerlaufend, zu rabulistischer Witzelei entartet, zu pamphletischer Verhöhnung des Gesinnungsgegners gerinnt, ohne irgendwo Swift'sche, Jean Paul'sche, Voltaire'sche Züge zu zeigen.

Einsam sein heißt heute: verloren sein. Die Sehnsucht nach politischer Bindung, die dem Gefühl der allgemeinen Unsicherheit, dem Ausgeliefertsein des Einzelnen an den Mechanismus von Staat und Wirtschaft entspringt, diese Tendenz zur Flucht des Individuums in die Geborgenheit der Partei, der Clique, der Organisation, schafft wohl allerorten Statutenhörigkeit, Katechismustreue,

Gruppenintellekt, aber sie entgeistigt das Individuum, sie entmündigt es bis zur Unfähigkeit der Urteilsfindung aus eigener Gnade. Der uniforme, kollektivistische Mensch, nur an der Farbe seines Hemdes, seiner Armbinde, seines Parteiabzeichens, seines Kopfschmuckes, als Freund oder Feind unterscheidbar, ist unfähig geworden, Weltzusammenhänge anders als durch die Brille der Bevormundung, der aggressiven Beeinflussung zu deuten. Ich meine dies keineswegs nur auf den Herdentypus bezogen, dessen verdientes Schicksal es ist, sich führen, sich bevormunden zu lassen. Ich meine, daß auch der zerebrale Mensch vom Räderwerk der Gesinnungsmechanisierung irgendwie erfaßt ist, und daß das Wunder der Persönlichkeit sich höchstens in den jeweiligen Leithammeln entwirkt, allerdings kaum im Goetheschen Sinne. Goethe nennt Persönlichkeit höchstes Glück der Erdenkinder. Man braucht kein Ironiker sein, um sich versucht zu fühlen, statt Glück Unglück zu setzen. Denn Persönlichkeit setzt Unabhängigkeit, setzt Schroffheit, ja Intransigenz voraus, wo es um die Behauptung des höheren Selbst geht. Welcher Ringende aber darf es heute wagen, mit solch' unpraktischem Rüstzeug den Lebenskampf aufzunehmen? Nur Kautschukmenschen bestehen ihn summa cum laude, elastisch schrumpfend, elastisch sich blähend, geschmeidig geduckt oder geschnellt, je nachdem die Prosperität des sich Duckens oder Emporschnellens in der Luft liegt. Die zwei, schon Historie gewordenen, Persönlichkeiten unserer Epoche, Mussolini und Lenin, sind keine Gegenbeweise.

Denn als sie auftraten, war ihr Kommen just opportun geworden. Eine Art messianischer Heilserwartung — freilich keine bibelfrome — ebnete ihnen Weg, und ermöglichte ihnen, sich in der Pose, die sie gewählt hatten, zu behaupten. Da sie zeitgefällig waren, blieben sie zeitgültig. Daß sie die richtige Witterung des opportunen Augenblicks besaßen, ist allerdings ihr unbestreitbares Persönlichkeitsverdienst.

Man denke sich aber eine Persönlichkeit, die unzeitgemäß auftaucht, zu früh oder zu spät, man denke einen tragischen Charakter, der das Kompromiß verneint, weil er zutiefst nach der Identität mit der Idee strebt, die er bis zur Selbstvernichtung vertritt —: er bleibt Zeit seines Lebens unter das Schwert gestellt.

Die Tragik dieser Erkenntnis liegt auf der flachen Hand. Sich freiwillig unter das Schwert stellen lassen, ist fast Niemandes Sache. Außenseiter zu sein um einer Idee willen, deren Keimkraft in ferner Zukunft liegen mag, hat keinen Marktwert. Bequem und bekömmlich ist es, seiner Zeit genug zu tun und jenen ihrer Machthaber um den Bart zu gehen, von deren Gnaden man als vertrustetes Individuum abhängt. Darum ist die Kompromißironie gang und gäbe, nur auf den zielend, der im Gegenlager steht, darum die Blickschärfe des kosmischen Ironikers, der überparteilich auch den Balken im eigenen Parteauge sieht, überaus selten. Am seltensten dort, wo Arriviertheit mit dem Zauber des „tout comprendre, tout — bagatelliser“ prunkt. Der arrivierte Ironiker, an opportunem Spott gemästet, ein Saphir

wortwitzelnder Gesinnungslosigkeit, ist eine restlos widerliche Erscheinung.

In unserem Land, das Einzelgänger ohne Anlehnung, ohne „Freunderlmasse“, seit je und eh mit gemütlichem Mißtrauen beargwöhnt, hat es einmal eine sogenannte Backhendelzeit gegeben. Damals, im Vormärz, sorgte ein Landesvater im Verein mit Polizei und Militär für die Erhaltung einer Untertanengeistigkeit, die in der sittlichen Forderung gipfelte, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei. Ruhe, das heißt, animalisches Desinteressement an der Unzufriedenheit wirrer Köpfe, die weiter dachten als der Polizeirapport vorsah. Zu diesem Behufe wurde Knebelung jeglicher freien Meinungsäußerung wichtigste Regierungsmaxime. Der Geist blieb, soweit er sich nicht damit begnügte, durch harmlose Zwerchfellerschütterung zur geregelten Verdauung beizutragen oder durch Zauber- und Ritterpossen einfältig zu ergötzen, — der Geist blieb unter das Schwert der Zensur gestellt. Seine Vertreiber vertrieb man in die Kasematten des Spielbergs und andere Stätten zu beschaulicher Einkehr. Es war opportun geworden, Flammenzeichen am Zeithorizont mit dem Rotstift auszulöschen. Und es war offiziell gut so. Der Bürger lebte, trüchtig von der Fülle des „oben“ gnädigst Verstatteten, als „Backhendelfriedhof“ dahin, emsig bedacht, sich ja nicht nach etwas Anstößigem zu verschauen. Der Frondeur gegen die Bekömmlichkeit solcher Schwangerschaft, der Künstlermensch, rettete sich, wenn er Raimund hieß, in Märchen und Traum, auf der niederen Ebene des aktuellen Wit-

zes gedieh Saphier, gediehen Staberlreimchronisten, Antithesenscherzbolde, denen es nie um ein Ethos ging, sondern nur um die „Hetz“ des gelungenen Wortspiels. In solcher Atmosphäre schien das Werden des großen Ironikers unmöglich, denn die offizielle Zeitschau vermittelte die *laterna magica* der Polizei, und was zu schauen sonst freistand, konnte nur Saphiere zu billigem Spott reizen. Und doch hat die lähmende Föhnstimmung des Vormärz, an der gemessen unsere Epoche in „reinigenden“ Gewittern geradezu schwelgt, einen Geist hervorgebracht, durch den die Krise der Ironie schöpferische Züge gewann: Johann Nestroy. Er ist Stückeschreiber und Schauspieler, und als solcher natürlich bemüßigt, der Polizei gegenüber doppelt vorsichtig zu sein. Er legt sich Zwang auf, er schminkt sich harmlos, ja er verschmäht es nicht, zu „taddädeln“ und Konzessionen an den „Hamur“ zu machen, weil der Humor, der in ihm wütet, konfiskabel ist. Sein Ausspruch „Wann ich mir meinen Verdruß net versaufet, ich müßt' mich g'rad aus Verzweiflung dem Trunk ergeben“, charakterisiert nicht übel die seelische Ausgangssituation eines Künstlers, der der Beschränktheit durch Beschränkung begegnen muß. Aber gerade diese aufgezwungene Selbstzucht, die ihn von der ödesten Verführung zur Unkunst, der politischen Sphäre, fernhielt, entwickelt sein Bestes: Die Durchdringung des Menschlichen, Allzumenschlichen bis zu einem Grade, der erschauern macht. Es grellen bei Nestroy — allerdings auf Augenblicke nur — fast Shakespearesche Horizonte. Die Pritsche wird dann in seiner Hand

zur Keule. — „Wenn der Kerl an einer Rose nur riecht, stinkt sie schon“, rief der ob der Judithparodie Nestroys wütende Hebbel, und wir wollen ihm seinen Groll gerne mit besonderer Hochschätzung bescheinigen. Aber es wäre grundfalsch, im Justamentpamphletisten das an Nestroy Wesentliche sehen zu wollen. In ihm erwuchs aus Widerstand gegen die „G'mütlichkeit“ einer im Geist ungemütlichen Zeit zum erstenmal in Österreich ein Gesellschaftsironiker großen Stils, ein Genie der Dialogglosse, deren zeitlos gültiger Gehalt von keiner neuen Sachlichkeit zu sprengen ist. Es berührt immerhin tröstlich, daß statt langweilig politisierender Freiheitsdichter und schwülstiger Sturm- und Drangidealisten, die in den Archiven ruhen, gerade er lebendig bis auf uns kam und sich lebend unter uns behauptete, ja sogar — kurioseste Tatsache — das Burgtheaterpublikum gewann. Eine Karriere, die er sich ganz gewiß nicht hat träumen lassen, und, wüßte er von ihr, sicherlich mit einem nicht sonderlich respektvollen Witz quittieren würde. In einem mediceischen Zeitalter kann ein Nestroy nicht gedacht werden. Die Krise, die er als Ironiker dadurch erlitt, daß seine Zeit francisceisch-metternichisch war, wirkte sich in ihm posthum schöpferisch aus, ein Phänomen, das die — weiß Gott, nicht burgtheaterfähigen — Ironiker unserer Epoche mit neuem Lebensmut erfüllen möge. Denn — wer weiß? Wenn ihnen dereinst kein Knöchelchen mehr weh tut, werden sie vielleicht auch zeitgefällig geworden sein und einem Geschlecht, dem unsere Nöte Hekuba sind, aktuelles Schmun-

zeln abnötigen. Wozu allerdings anzumerken wäre, daß wir auf den Nestroy unserer Gesellschaftsordnung vorläufig noch warten.

Immerhin berührt es tröstlich, daß von den Schilderern einer Epoche gemeiniglich nicht jene weiterleben, die ihr ein billiges Wohlverhaltenszeugnis ausstellen, um selbst möglichst beliebt leben zu können. Nicht ihre Vorzugsschüler also, meinungsbildnerisch hörig der jeweils unantastbaren Autorität, sondern die Schulstürzer im Geiste, respektlos bis zur Ehrfurcht vor den Dingen, die in magischer Schrift zwischen den Zeilen der offiziellen Lesart im Lebensbuch stehen. Diese stacheligen Charaktere, fruchtbar krisenhaft, solange sie atmen, scheuen sich nicht, gegen sich selbst zu wüten. Aus Schmerz am Spiel und Widerspiel der Erscheinungen, das sich ihnen erschließt, wenn sie selbst leiden, erwächst ihnen der Mut zum Spott. Kein großer Schriftsteller ist denkbar, dessen Gestaltungswillen nicht auch das Ferment der Ironie beigemischt wäre, kein Dichter lebt, dem das Zerrbild nicht manchmal künstlerischer dünkt, als der Abklatsch des erweislich wahren Bildes, wie es Krethi und Plethi zu sehen glaubt.

Ich muß es mir in meinem engen Rahmen versagen, am allemal recht holprigen Lebensrhythmus großer Ironiker, etwa an Voltaire, Swift, Jean Paul, die Wahrheit dieser Behauptung nachzuprüfen. Ich begnüge mich damit, darauf zu verweisen, wie am Werk kleinerer Dichter aus unserer engeren Heimat die lustige Verbogenheit des schiefen Gesichts heute noch interessiert, wäh-

rend der feierliche Ernst ihrer literarisch ambitionierten Amtsmiene längst vergessen ist. Von Ferdinand Kürnbergers Romanen und Dramen, zum Beispiel, wissen nur noch Germanisten, seine ironisch polemischen Feuilletons sind auch heute lesbar, ja in Aufbau und Dialektik in manchem vorbildlich. Und Daniel Spitzer hat sich in seinen „Wiener Spaziergängen“ durch die „Unsterblichkeit eines Tages“, wie Ludwig Speidel das Feuilleton nennt, bis auf uns gerettet, weil er unsere ewige Eigenart souverän zu verspotten wußte. Souverän, das ist inopportun, weder schmeichlerisch verlogen, noch mit der Mitleidslosigkeit, die ihr Objekt haßt, statt es spottlustig zu lieben.

Bei alledem muß, um dem Begriff Ironiker halbwegs gerecht werden zu können, als Leitsatz festgehalten werden: Autoritäten flößen ihm umso weniger Hochachtung ein, je sicherer, je unangreifbarer sie als solche „zu Buche“ stehen. Die sogenannten schlechten Leute gewinnen bei ihm und die guten verlieren, wie Christoph Lichtenberg, ein nicht zu umgehender Sachverständiger auf diesem Gebiet, einmal pro domo ausspricht. Pro mundo erweist zum Beispiel Ludwig Thoma sinnfällig die Wahrhaftigkeit dieser Formel. In seiner besten Schaffenszeit sind es allemal die schlechten, das heißt, die schlichten Menschen, die Bauern, Jäger, Holzknechte, denen er grimmig schmunzelndes Wohlwollen schenkt. Den Arrivierten, den „Bonzen“ in Staat und Kirche, den opportunistisch geblähten Autoritäten in Schule, Amt und Heim gilt sein prachtvoll böser, mitunter

tödlicher Hohn. Der Canossagang in seinen letzten Lebensjahren in den Schoß der gleichen Gewalten zurück, die er verlästert hatte, beweist seine Wandlung nicht aus einem Saulus zu einem Paulus. Beweist nur, daß der, aus dem ihm unfassbaren Zusammenbruch Deutschlands krank heimgekehrte heimliche Patriot Thoma nach einer Verklammerung an etwas unzerstört Gebliebenem suchte, um seelischen Halt zu gewinnen. Er glaubte ihn in der römisch-katholischen Kirche und im Nationalismus gefunden zu haben, in einer, den Urelementen seines Wesens allerdings gegenpolaren Sphäre. Ludwig Thoma zeigt in seinem Ausklang die Stigmata des gebrochenen Ironikers, des an den Objekten seines Spottes fast reuevoll irre Gewordenen. Zeigt etwas von der Tragikomik eines in seinen besten Liebesjahren frivolen Sünders, der auf seine alten Tage durch Bußbereitschaft Erlösung sucht. Dieser geheimnisvollen Doppelnatur, die in Krisen Augenblicken für das schöpferische Individuum höchst gefährlich werden kann, souverän Herr zu werden, geht oft über Menschenkraft. Und je reicher eines Menschen innerer Fundus an Ja und Nein ist, um desto quälender kann das Fertigwerden mit dem einen zugunsten des anderen sich vollziehen.

Auch unser heimischer Klassiker, Franz Grillparzer, weiß davon manches Lied zu singen. Zu seiner Zeit, als er noch keineswegs als klassisch galt, sondern das jedem Österreicher gemäße Dasein eines ziemlich unbedankt Ringenden führte, da widerfuhr es ihm des öfteren, daß er seinem Groll über soziale, politische, künstlerische Un-

gereimtheiten despektierliche Worte lieb. Zum Beispiel in der Hochkonjunktur des Absolutismus 1839 folgendermaßen: „Die Rotte, die uns regiert, ist von einer Schlechtigkeit, die höchstens in ihrer Dummheit einige Entschuldigung findet“. Sie können sich denken, mit welchem Entsetzen der k. k. Kammerkanzlist Franz Grillparzer dem Dichter Franz Grillparzer bei der Stilisierung dieser fast hochverrätherischen Glosse über die Schuler geschieht haben mag. Oder knapp nach der Revolution, da ihre Blümenträume jählings zu welken begannen, über das Ministerium Felix Schwarzenberg: „Die Zeitideen werden sich da am vollsten drängen, wo keine eigenen den Platz beengen“. Nach der militärischen Katastrophe 1866:

„Die Hilfe Gottes, muß ich vermuten,
Liegt für uns heut' ein wenig im Weiten;
Denn nach diesem Leben hilft er den Guten,
In diesem Leben aber den Gescheiten.“

Endlich aus der Fülle sorgsam zugeschliffener Rücksichtslosigkeiten das berühmte und berüchtigte Wort: „Durch Humanität über Nationalität zur Bestialität“.

Der Kammerkanzlist und spätere Hofrat Grillparzer muß sich vor solchen konfiskablen Auslassungen seines dichterischen Doppelgängers geradezu bekreuzigt haben. Zum Glück fanden beide unverträglichen Wesenshälften einen opportunistischen Ausweg: Was der Dichter in raunzerischen Stunden verärgert niederschrieb, das sperrte der k. k. Staatsbeamte „reservat“ in seinen Schreibtisch ein. Und erst als beide gestorben waren, der

Dichter und mit ihm der Hofrat, erregte der Nachlaß einiges Schütteln des Kopfes bei jenen, die sich in irgendwelchen „heiligsten Gefühlen“ verletzt fühlen mochten. Den Präparatoren des verklärten Genius, den Literarhistorikern, erwuchs im heimlichen Grillparzer ein ungemein interessantes, wenngleich für die reifere Jugend nicht restlos geeignetes Ausbeutungsobjekt. — Die Krise unseres vaterländischen Klassikers als Ironiker war eine latente. Er litt wohl am Unverstand des Lebens, den kein wach Lebendiger mit Wehmut allein genießt, sondern mit einem gesunden Schuß Hohnes würzen muß, um ihn verdauen zu können. Aber Grillparzer war unter einem auch kompromißbereit. Hätte die vis ironica, die ihn mitunter arg bedrängte, in ihm Übermacht gewonnen, hätte er, statt sich mit versteckten Nadelstichen zu begnügen, über seine Zeit die Peitsche geschwungen, so wäre er der treuen Gefolgschaft der Denkmalkomités bis auf den heutigen Tag nicht sicher. Sein Opportunismus wies ihn in die Zeitferne, verwies ihn auf Stoffe, die unverfänglich waren.

Der Ironiker von heute, in eine, in geistigen Dingen bis zur Indolenz großzügige Zeit gestellt, in eine Epoche gebannt, die den auf Überzeugungen trainierten, parteilich gebundenen Gruppensmenschen über den freien stellt, läuft, wie schon erwähnt, Gefahr, zum Gruppenironiker zu verkümmern. Das will sagen, zum Spötter zugunsten jener Clique, jenes Klüngels, dem er selbst angehört. Denn kosmische Weltweite, — Fernhorchen, Fernsehen, Fernsprechen, sind zwar für den schlichtesten Erdenbürger nachgerade Selbst-

verständlichkeiten geworden, aber nur im Radio, Kino und per Telephon. Hand in Hand mit der Überwindung von Zeit und Raum durch die Technik schreitet die Verengung des seelischen Weltbildes. Kaum je noch hat es so viel gläubige Engstirnigkeit gegeben, so viel dreiste Schlagworte-frömmigkeit, so viel Justamentrotz in der Behauptung phrasengestützter Intransigenz. Das politisierte Individuum ist ein gelehriger Schüler rabulistisch gehandhabter Theorien, in deren Auslegung sozialistische Bonzen den bürgerlichen nicht nachstehen und umgekehrt. Die Kompromisse im Völkerleben auf politischem, sozialem, ethischem, wirtschaftlichem Gebiet hinken gewissermaßen auf beiden Beinen, bereit, bei nächster sich bietender Gelegenheit radikal umzufallen. In der privaten Sphäre ist dieser erquickliche Zustand nicht wesentlich anders. Von der Kunst gar nicht zu reden, die, wenn Pegasus nicht in einem Joche geht, wenig Aussicht hat, sich durchzusetzen.

Wie soll bei solcher Gestaltung der Dinge der fröhliche Negativist ohne Anlehnung, der große Ironiker sich entwickeln können? Er, der Raumweite braucht zur Sicht und sich einschachteln lassen muß in die Enge einer Gebundenheit, um überhaupt wirken zu können. Seine Krise beginnt in dem Augenblick, da ihn etwas schöpferisch reizt, das noch nicht in der Luft liegt und somit keinen Gegenwartswert hat.

Denken Sie, zum Beispiel, ein solches Subjekt würde „die Lauge seines Spotts“, wie es abschätzig von einem derart „subversiven“ Element heißt,

über das „künstliche“ Vaterland ergießen, das heißt, über jene militanten Zwangsvereinigungen friedlicher Massen zum Vorteil kleiner, aber mächtiger Führercliquen, die eingeborene Heimattreue, verwurzelte Liebe zur Scholle, nützen, um Großmachtspatriotismus zu züchten. Eine verschwommene Sache für den schlichten Bürger, der privat niemals begreifen wird, warum er sich etwa als in der Provence ansäßiger Franzose für Rifkabylen in Afrika die Haut durchlöchern lassen soll. Er wird es dennoch tun. In diesem Dennoch liegt eine in jedem Sinn blutige Ironie auf die Weltvernunft verkapselt.

Wehe aber dem Ironiker, der für einen neuen Patriotismus zu werben versuchen würde, der verkünden wollte: Der alte Patriotismus der künstlichen Vaterländer macht die Menge zur Beute unedler Delirien einzelner, er bevölkert die Schlachtfelder, um nachher am Grab des „unbekannten Soldaten“ Krokodilstränen zu weinen. Schmach dem Spötter, der von einem neuen Patriotismus fordern würde, diesen pietätvollen Beweinungen ein Ende zu setzen, diesen scheinheiligen Totenfeiern, die umso geräuschvoller sind, je mehr Marktwert sie haben. Verfemung dem Manne, der heute unter Beweis stellen wollte: Die beste Art, die Toten zu ehren, sei die, die Lebendigen zu schützen. Der Mensch, der so spräche, würde in einer Zeit, die mehr tierliebend als menschenfreundlich, die antimilitaristisch, aber rüstungsgläubig ist, ein solcher Frondeur gegen erprobte Heiligkeiten würde wegen Gemeingefährlichkeit früher eingesperrt als gehört sein.

Oder denken Sie an Sowjetrußland. Beachten Sie, wie unergiebig, wie gedrosselt von dorthier der Quell der Ironie fließt. Wird der Bolschewismus sich einmal selbst ad absurdum geführt haben, dann werden Leuchtraketen von Hohn über ihm aufschießen. Aber dann wird diese Erleuchtung reichlich zu spät gekommen sein.

Krise der Ironie: daß sie hier wie überall vornehmlich posthume Wirkung hat, und daß ihre Waffe, der Spott, in Kadaver schneidet.

Es ist so. — Ist es so? Keine Definition hat den zweifelhaften Vorzug, erschöpfend zu sein. Darum sei eingeräumt, daß es an fruchtbarer Ironie am lebendigen Objekt nicht mangelt. Die aktuelle Tagesschau der Zeitungen und Witzblätter enthält mitunter kleine Kostbarkeiten an spöttischer Zeitbespiegelung und Prophetie, die verdienen würden, nicht nur zwischen Mokka und Zigarette flüchtig angeblättert und rasch vergessen zu werden. An Epigrammatikern, die bis zum Weinen lustig umschreiben, woran die Zeit krankt, fehlt es keineswegs. Fatal ist nur, daß unsere Zeit für die Fleurettschule des Geistes, das *Aperçu*, den Aphorismus, die Sentenz, erbärmlich wenig übrig hat. Wir wollen diese scheinbar flatterleichten Dinge beim Frühstück nicht missen, aber „geflügelt“ ziehen wir Schlagerrefrains den Xenien unbedingt vor. Boxkämpfe und Fußballmatches haben — gar wenn sie „erstklassig“ sind — andauerndere Schlagkraft und werden leidenschaftlicher zur Diskussion gestellt, als erstklassige Dramen.

Krise der Ironie. — Trotz alledem: Wohl uns,

daß wir sie haben. Wir wären ohne sie rettungslos mit Bravheit geschlagen, mit Biederkeit und beflissener Frömmerei. Hätten wir ihr Korrektiv nicht, an jedem geistigen Horizont stünden zeitgefällige Arrivierte des jeweils Opportunen, gottähnlich, unnahbar. Die Ironie, die sich ihrer bemächtigt, bevor sie es noch ahnen, sorgt dafür, daß das über jeden Spott erhabene Absolutum des Unantastbaren auf ein gesundes Maß eingeschränkt werde. Dank ihr wachsen auch die höchsten und am üppigsten belaubten Bäume nicht unbehelligt bis zum Himmel. Darum sei sie, die an realer Geltungsmacht ärmste aller Gewalten mit einigem Respekt begrüßt.

Für ihre tragikomische Notwendigkeit gilt, was Friedrich Nietzsche in anderem Zusammenhang so geformt hat:

„Hoch wuchs ich über Mensch und Tier; —
Und sprech' ich — niemand spricht mit mir,
Zu einsam wuchs ich und zu hoch —
Ich warte: Worauf wart' ich doch?“

Es sei mir gestattet, zu ergänzen: Auf die stete Wiederkehr der unsterblichen Relativität alles Gültigen.